

Mittwoch, 13.01.2010 Natitingou - Boukoumbe – Natitingou „Wie ich beinahe zum Schlangen-Gourmet wurde...“

07:45 Uhr lasse ich die eiserne Tür meiner Zelle ins Schloss fallen und betrete den kleinen Innenhof der Herberge. Da kommt mir auch schon mein gestern angeheuerter Guide, der James entgegen. Er bietet mir ein Frühstück an, das er dann auch gleich herbeischafft: 2 kleine Packungen Nescafe, heißes Wasser, Zucker, Trockenmilch, ein paar Baguettstücke und einen Klecks gesalzene Butter. Also sehr vitaminreich und wohlschmeckend! ;) Danach geht es auch schon los. Eigentlich war es mir klar, dass ich für 11000 CFA kein Auto bekomme. Ich frage mich nur, wie wir mit einem 80 ccm - Moped uns durch die Atakoraberge quälen wollen, ich bin ja nun auch nicht gerade ein Fliegengewicht. Mal sehen, was geht. Wir fahren nicht hinunter zur Hauptstraße, sondern quer über zahllose kleine Sandstraßen vorbei an einfachen Hütten und Häusern. James grüßt fast jeden Passanten, ich zuweilen auch. Seltsam, würde ich in Deutschland nie machen, hier fühle ich mich gut dabei, genieße die Erwidierungen. Das Moped muss noch für die kleine Reise präpariert werden. Zuerst geht es zum Luft aufpumpen zu einem Brettverschlag, wo ein selbstgebauter Kompressor steht, den ein Junge betätigt. Macht 200 CFA – für James. Danach zum Tanken an einer 1-Liter-Flaschen-Tankstelle. Öl braucht das Gefährt anscheinend auch noch. Der junge Benzinhändler hat keins da, schwingt sich auf sein Moped und flitzt los. Nach ein paar Minuten kommt er zurück, schüttet einen Teil des Öls in das Getriebe, der Rest wird mit Benzin vermischt und in den Tank gekippt. Nun endlich können wir richtig losfahren und steuern die nördliche Stadtgrenze an. Unterwegs begegnen wir einer Menge Leute, die auf dem Weg zum Markt, zur Schule, zur Arbeit, zu Verwandten oder in ein anderes Städtchen oder Dorf sind.

Das kleine Natitingou durchzieht eine vierspurige Straße mit relativ gutem Belag. Im Norden geht es steil bergan, was einigen überladenen LKW's große Schwierigkeiten bereitet. Sie keuchen im Schrittempo qualmend den Berg hinauf. Auch wir hängen an dieser Steigung, schieben uns mit 30-40 km/h langsam nach oben. Kaum sind wir oben, biegt James links auf eine Rotstaubfresserstraße ab. Weit und breit ist kein Hinweisschild nach Boukoumbe zu sehen. In der Ferne wälzt sich eine Staubwolke schnell auf uns zu. Es ist ein Pickup, der uns im rasenden Tempo entgegen kommt. Wir halten uns die Nase zu und werden einmal komplett eingestaubt. Ich setze hastig meine Sonnenbrille auf, ziehe mein Rundum-Halstuch bis unter die Augen. Vruuuuummm - der Nächste! Nach einer Weile biegen wir links ins Grasland auf einen kleinen Trampelpfad ab. Aha, das Moped hat vielleicht auch versteckte Geländequalitäten! Plötzlich stehen wir vor einem Tata, einem Somba-Gehöft. James hält an. Das sieht hier aus wie Bilderbuchafrika. Die Tata-Behausung sieht tatsächlich wie eine Burg aus! Mehrere kleine Lehmgebäude ergeben eine Art „Burg“, die man nur durch einen schmalen Eingang betreten kann. Oben sind die Gebäude durch eine Terrasse verbunden – der „Burgwall“. Niemand ist zu sehen. James ruft laut etwas in einer lokalen Sprache, geht los und sucht den Clan-Chef, dessen Erlaubnis wir benötigen, um das Tata betreten zu dürfen. „Le Papa“, ein älterer und hagerer Mann, erscheint. Wir betreten gemeinsam das Gebäude. Es ist zunächst sehr dunkel.



Langsam gewöhnen sich meine Augen daran. Ich sehe eine Art Lehmtisch mit Gerätschaften. Rechts eine Matte, wo „Le Papa“ gewöhnlich schläft. Links ein Stall für Hühner mit einem Loch als Eingang in eine Art Lehmhöhle und gleich daneben ein Verschlag für Ziegen. Alle Tiere sind aber gerade unterwegs, chillen irgendwo in der Nähe ab, zumindest höre ich die Hühner draußen relaxt gackern. Im hinteren Teil geht es eine typisch afrikanische Baumtreppe etwa 120 cm nach oben auf eine kleine Plattform, die als Küche dient und eine Tür nach außen hat. Von dort führt eine weitere Baumtreppe nach oben auf das Dach bzw. die Terrasse. Hier verbergen sich in den Türmen, deren Dächer abnehmbar sind, Vorräte und Saatgut. Sehr praktisch. Von hier oben hat man einen guten Rundumblick auf die Gegend. Unterhalb der Dächer gibt es kleine Löcher, die in weitere Kammern führen. Vermutlich in die Frauenabteile der Behausung. James versucht mir etwas zu erklären, aber er spricht kaum Englisch und ich kein Französisch. Ok, ich habe alles gesehen, aufgenommen, einiges fotografiert. Im dunklen Teil kann ich mit der Nightshot-Funktion ein paar leicht voyeuristische Fotos schießen. Auf diesen kann ich zumindest heute Abend die Inneneinrichtung betrachten. Wir treten den Rückzug aus dem Tata an. Ich frage James, ob ich dem überhaupt Geld geben soll. Ich hatte im BradtGuide etwas von 1000 CFA gelesen. Nein, das bezahlt James vom ausgemachten Preis. Ich streife noch ein wenig durch die Gegend, gleich nebenan steht ein mächtiger Baobab-Baum.

Für meine europäischen Augen sieht alles so aus, wie ich mir Afrika vorstelle, wie ich es liebe. Gleichzeitig ist mir auch immer klar, dass das kein leichtes Leben ist, sondern oft nackter und harter Überlebenskampf. Wir verabschieden uns, fahren wieder auf die Rotstaubstraße und kommen an einem weiteren Gehöft vorbei, das dicht am Weg liegt. Hier sind nur Frauen anwesend, die nicht entscheiden dürfen, ob wir ein Tata betreten können oder nicht. Das darf nur der hiesige „Le Papa“ und der ist gerade nicht da. Ich fotografiere ein wenig Gebäude und Umgebung. Eine der Frauen würde ich auch gern ablichten, auf Nachfrage lehnt sie dies jedoch ab. Kein Problem. Wir schwingen uns wieder auf das chinesische Moped und fahren den roten StaubHighway weiter.

Gern würde ich hier mit meiner schwarzen Triumph Tiger langbrettern – schwer beladen mit doppelwandigen Expeditionskoffern, Ersatzteilen und natürlich martialisch verdreckt. Allerdings wenn die „Gewaltige“ einmal umfällt, brauche ich Hilfe! ;) Wir erreichen Koussakonango, ein kleines Plateau, auf dem eine Herberge im Tata-Style steht – jedoch gemauert und nicht aus Lehm. Eine kleine Bar ohne Getränke steht daneben, unter einem Baum ein verfallenes Gehöft mit vier kleinen Rundhütten durch Lehmmauern verbunden. Vermutlich war das hier früher mal eine LowBudget-Backpacker-Bleibe. Im BetonTata ist das wohl noch der Fall, ich sehe vom Eingang aus zwei Rucksäcke und ein paar auf dem Lehm Boden verteilte Gegenstände. Ich habe gelesen, dass man seine Verpflegung hier mitbringen muss. Von einer kleinen Terrasse aus kann man weit ins Land bis rüber in den Togo schauen. Kann man aber nur, wenn man möglichst früh hier ist, wenn die Luft noch klar ist, meint der BradtGuide. Nun, 09:30 Uhr scheint hierfür schon einen Tick zu spät zu sein, es ist leicht trübe.

Ganz in der Ferne sehe ich ein Dorf. James sagt, das wäre Boukoumbe, Verwaltungs“hauptstadt“ des Tata Somba - Landes. Um dort hinzukommen, müssen wir noch einige Serpentina bergab bewältigen. Wir lassen uns also da herunter rollen, James schaltet den Motor aus. Soweit ganz angenehm, aber das müssen wir auch wieder hoch und dann vermutlich in der Mittagszeit. Wir haben jetzt so 50-60 Roll-km/h drauf. Wenn wir jetzt auf dem Sandweg ins Schleudern kommen – ich habe weder einen Helm, noch Handschuhe oder eine Jacke an. Nichts wird Schutz bieten bei einem Sturz. Das würde ich in Deutschland nie machen.

Da habe ich eine komplette Rüstung an, überall Protektoren. Ok, mein Motorrad fährt auch 4x so schnell wie dieses Moped hier, aber auch ein Sturz bei 20 km/h kann lebensgefährlich sein. Da ist sie wieder, meine afrikanische „WirdSchonNichtsPassieren“-Mentalität.

Aber sind es nicht genau diese etwas leichtsinnigen und unverantwortlichen kleinen Abenteuer, von denen man am längsten zehrt? An die man sich noch oft zurück erinnert? Selbst einige entgegenkommende Einheimische tragen lange Jacken und einen Helm. Wahrscheinlich sind sie schon einmal gestürzt oder eine entsprechende Kampagne zeigt Wirkung. James fährt allerdings sehr umsichtig und keinesfalls auf Risiko. Er ist auch sehr aufmerksam, hält öfters mal an, weist mich auf mögliche Fotomotive hin. In Boukoumbe sehe ich nur wenig traditionelle Tata's in Straßennähe, ansonsten mehr Steingebäude. Riesige Baobabs säumen die Sandstraße. In einem kleinen Tata wohnt ein behinderter Künstler, zu dem mich James führt. Vermutlich will er ein wenig für Umsatz sorgen, wird vielleicht beteiligt. Der kleine stark humpelnde Mann bietet schwarze Tonfiguren an. Die sind recht klein und gut transportierbar.

Ich suche mir drei Stück aus, frage vorher noch, ob das typische Somba-Kunst ist, was mir natürlich bestätigt wird. James steuert eine Art Kneipe an, weil er vorhin in Koussakonango meinen Wunsch nach einem Drink, einer Erfrischung mitbekam. Wir genehmigen uns je einen halben Liter einheimische Grapefruitlimonade. Lecker! Im Innenhof sehe ich zwei Frauen mit ihren Kindern, die wohl so zwischen 2-3 Jahre alt sind. Ich hatte zwei von Dinah's gesponserten Plüschtieren heute früh eingepackt. Die will ich jetzt loswerden. Das erste Kind bekommt einen Affen. Das zweite zeigt mit den kleinen Fingerchen darauf und tut so kund, das es so ein Tier auch gutheißen würde. Keine Einwände von meiner Seite, ich drücke dem kleinen Jungen einen Elefanten in das Händchen. Beide Kinder schauen etwas ungläubig, ich sage „Jaja, die Yovo's!“ und ernte freundliches Gelächter der Mütter. Für Dinah mache ich ein Foto von den neuen Besitzern ihrer Ex-Knuddelwesen. Wir verabschieden uns und fahren auf die andere Seite der Straße, besuchen ein anderes Tata am Rande des Dorfes oder ist Boukoumbe eine Stadt?

Der „Papa“ erscheint mir ziemlich jung und ist sehr modern gekleidet. Vermutlich gibt er sich hier nur als Familienoberhaupt aus. Vielleicht ist er es aber auch wirklich, werde ich nie erfahren. Der Aufbau des Tata's gleicht so ziemlich genau dem des ersten besuchten Gebäudes. Ich denke es reicht auch, wenn man eines von innen gesehen hat. Ist eh irgendwo seltsam: Wir Europäer trampeln in den extrem einfachen Behausungen herum, fotografieren, schauen uns um und verschwinden wieder. Die Somba sehen das eher pragmatisch - für sie ist es ein willkommener Nebenverdienst. Und so viele Weiße kommen auch nicht vorbei, ich habe bis jetzt noch keinen gesehen. James unterhält sich noch mit dem jungen Besitzer, genug Zeit für mich, den Feldweg vor dem Tata meine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Da scheint es in ca. 200 m Entfernung einen Fahrradunfall gegeben zu haben. Ein Fahrrad liegt herum, jemand liest herumliegende Gepäckstücke auf, eine Menge Leute stehen herum und reden auf den Gepäckaufsammler ein, helfen aber nicht. Sie scheinen sich dafür aber prächtig zu amüsieren, schallendes Gelächter weht herüber.



James scheint alles besprochen zu haben, wir verabschieden uns. Heute soll hier Wochenmarkt sein, den möchte ich natürlich sehen. Wie immer ist es faszinierend – die vielen Menschen in ihren farbenprächtigen Gewändern, die Gerüche, die fremde Sprache und natürlich die afrikanischen Frauen, die in jeder Ecke etwas köcheln, brutzeln, verkaufen und wie immer den ganzen Laden schmeißen. Die Männer führen wichtige und schwerwiegende Gespräche, kaufen oder verkaufen Kleinvieh. Es herrscht kein Gedränge, niemand ist aufdringlich.

Wie immer kann ich mich kaum losreißen, mal einen kompletten Tag auf so einem Markt verbringen, diese eben geborene Idee konserviere ich mal. Jetzt ist es 12 Uhr Mittag. Und da sich auf der stilechten Sandstraße niemand duellieren will, treten wir den Rückweg an. Das wird bestimmt sehr angenehm in der Mittagsglut die Berge im Schrittempo wieder hoch zu eiern. Da kommt auch schon die erste sehr steile Anhöhe. Schaffen wir nie! Ich muss bestimmt absteigen. James biegt rechts ab. Es gibt eine Art Umgehungsfeldweg, der in mehreren Kurven nach oben führt. Vermutlich hat man diesen Weg angelegt, weil der andere zu steil für die meist hoffnungslos überladenen Gefährte war. Nach einiger Zeit sehen wir dichten Rauch in der Ferne. Dort wird Buschland gerade abgefackelt. So dicht war ich noch nie an solch hohen Flammen dran. Während ich das kleine Feuerinferno noch ganz verzückt betrachte, hält hinter mir ein Kleinbus. Hinter den eilig herunter gekurbelten Fensterscheiben knipsen ein paar ältere Damen einer 6-köpfigen Reisegruppe die Flammen. Das ist die erste Reisegruppe, die ich hier oben im Norden sehe. Die wollen bestimmt nach Boukoumbe auf den Wochenmarkt.

Eine weitere Steigung umgehen wir wie die Erste erfolgreich. Dann wieder eine Abfahrt, bevor es hoch nach Koussakonango geht. Mir tut jetzt mein Rücken ein wenig weh, es geht auch extrem langsam vorwärts. Da steige ich lieber ab und laufe in der Hitze den Berg hoch. Oben geht es dann wieder, ich verkrampfe nicht mehr so, wie beim langsamen und steilen Hochfahren. Wir kommen an einem Wasserloch vorbei. James füllt eine Flasche mit Wasser und kippt sie über den heißen Motor. Eine zweite folgt. Keine Ahnung, ob das so gut ist für den erhitzten Motor. Aber er wird es nicht das erste Mal machen. Ein paar Meter entfernt hockt ein Mopedfahrer im Anorak und mit Helm am Wasserloch und lässt die sicher auf dem Markt gekaufte Ziege Wasser schlappern. In der Hand hält er ein halbtotes Huhn, das sich nicht mehr bewegt. Er taucht es mit dem Schnabel in das Wasserloch, es gibt zaghafte Lebenszeichen von sich. Wir haben die letzte Steigung hinter uns gebracht. Wir fahren gerade so mit 60 km/h auf der ebenen Fahrbahn, genießen den Fahrtwind. Plötzlich ein knallartiges Geräusch und ein Scheppern. Das Hinterrad hat einen Platten. Mist! Es sind noch etwa 10 km bis Natitingou. Rechts im Busch sieht man eine Hütte und einen (heute) leeren Marktplatz mit den typischen aus kleinen Stämmen gebauten Ständen, deren Dächer mit Stroh gedeckt sind. Ein paar Sombakinder sitzen dort halbnackt oder mit Lumpen bekleidet herum. Ein größerer Junge, der mit seiner Machete spielt, gibt uns den Tipp, doch bis zum nächsten Somba-Gehöft zu laufen, zeigt in eine Richtung, die von der Straße wegführt. Auf einem schmalen und ausgewaschenen Pfad schieben wir das Moped in die angegebene Richtung. Wir treffen auf einen älteren Herrn, der auch eine Machete trägt. Ich mag keine Macheten.



Ich weiß aus Berichten und Dokumentationen, was man 1994 in Ruanda damit in nur 100 Tagen während des Genozids, bei dem 800000 Menschen ermordet wurden, gemacht hat. Klar, hier ist es ein nützliches Werkzeug im Alltag der Leute. Der Machetenträger führt uns ca. 1 km weiter in den Busch, auf sein Tata-Gehöft. Er scheint der Clan-Chef zu sein. Endlich kommen wir an. Unter einem gigantischen Mango-Baum, den ich auf ca. 25 Meter Höhe schätze, sitzen etwa 20 Männer, Frauen und Kinder. Sie nehmen ihre Mittagsmahlzeit ein. Wir grüßen und wünschen „Bon Appetit.“ Nebenan stehen ein großes Tata und einige Nebengebäude. Ein Mann hat ein ca. 30 cm langes Stück Restschlange in der Hand, an dem er kaut.

Ich sehe ein altertümliches Gewehr an einem Strohballen gelehnt und überall liegen Macheten für die Arbeit herum. Ich komme mir ein bisschen wie ein Zeitreisender vor, so archaisch geht es hier zu. Nach einiger Zeit kommt ein älterer Mann mit einem Plastikkanister aus dem Tata. Da scheint Werkzeug drin zu sein. Richtig. Jetzt fehlt noch Flickzeug. Eines der vielen Kinder, die sich um uns herum niedergelassen haben, wird in die Behausung geschickt, um das Fehlende zu holen. Und nun macht sich der alte Mann an die Arbeit.

Ich lasse die Kamera im Rucksack, das würde irgendwo die Begegnung zerstören, die Leute vielleicht beschämen, wenn ich sie in ihrer Armut hier fotografieren würde. Ich benutze daher meine SpyCam, als Erinnerung nur für mich. Das stört niemand, keiner merkt was. Fast alle Kinder haben Wasserbäuche mit hervorstehendem Nabel bzw. Nabelbruch. Sie haben kaum Kleidung an und wenn, dann sehr zerlumpt. Und dann die dünnen Ärmchen... Bisher kannte ich das nur aus Dokumentationen. In Kamerun, Mali und Ghana kann ich mich nicht an so einen Anblick erinnern oder ich wurde nicht so direkt damit konfrontiert. Die Kinder sind neugierig, zaghafte lächeln einige. Ich versuche mir vorzustellen, ob sie in die Schule gehen und welche Chancen sie wohl später haben werden. Hier jetzt Lollys zu verteilen finde ich auch dämlich, außerdem habe ich nicht genug mit. Ich entschlief mich 5000 CFA dem Clan-Chef mit dem Hinweis zu geben, das die für die Kinder sind. Ich bitte James, das auch noch mal laut vor allen zu verkünden. Keine Ahnung, ob die Kinder was davon abbekommen werden. Ist auch nur ein mikroskopisch kleiner Tropfen auf dem vielzitierten heißen Stein, aber vermutlich der Wochenlohn eines Erwachsenen hier, vielleicht auch mehr. D.I.A. – das ist Afrika, ungefiltert und echt in seiner ganzen Härte des täglichen Existenzkampfes. Und dann ich hier an diesem Ort, ein Yovo, der das „Glück“ hat auf der nördlichen reichen Halbkugel dieses Planeten zu leben, der sich eine 3-wöchige Reise für ca. 900000 CFA hierher als Urlaub leisten kann und ganz sicher „reich“ sein muss. Diese Barriere wird immer da sein, auch wenn ich meine, hier etwas sehr Authentisches zu erleben und es auch genieße. Ich bin wieder in meinem eigenen Afrika-Dokumentarfilm.

Der Mann mit der Sushi-Schlange bietet mir jetzt ein Stück zusammen mit einer Fensterkit-artigen Masse an. Ich versuche ihm über James zu vermitteln, dass ich gerade keinen Hunger habe, weil ich vorhin auf dem Markt schon so was gegessen habe. Eine kleine Notlüge, die man mir nachsehen sollte. ;) Ein kleiner Junge soll Luft aufpumpen, nach einiger Zeit übernimmt das ein kräftigerer Junge. Die Luft scheint zu halten! Ich hatte vor einiger Zeit meine leere 1,5 – Liter Flasche neben mir abgestellt. Der Clan-Chef sagt, dass ich die nicht vergessen soll. Ich antworte mit einer Geste, dass ich sie hierlassen möchte. Sofort stürzen sich ein kleiner und ein großer Junge darauf. Letzterer bekommt die Flasche eher zu packen. Die meisten Einheimischen kaufen das Wasser nicht in Flaschen, weil es viel zu teuer ist. Aber so eine leere Flasche ist ein begehrter Behälter zur Aufbewahrung aller möglichen Dinge und wird auch auf Märkten zum Kauf angeboten.

Wir wollen nach über einer Stunde jetzt aufbrechen, bedanken uns für die Pannenhilfe. James gibt dem alten Mann 500 CFA. Der Clan-Chef bedankt sich seinerseits bei mir noch einmal und wünscht mir eine gute Reise.

Wir nehmen eine Abkürzung durch den Busch, kommen an einigen Tata's vorbei, wo Frauen Getreide durchprügeln, Wäsche waschen oder unter Bäumen eine Mahlzeit eingenommen wird. Nach einiger Zeit kommen wir wieder auf der Sandpiste heraus, nachdem wir den Straßengraben durchquert haben. Es dauert keine 10 Minuten und James hält sein Gefährt erneut an. Wir verlieren wieder Luft! James geht wieder in ein Gehöft, das sich in Sichtweite befindet, um eine Luftpumpe zu organisieren. Mir schickt er von dort ein Moped, das vor einem Tata steht. Der Fahrer bringt mich bis zur Stadtgrenze und übergibt mich in Höhe des Militärpostens an einen anderen Fahrer.

Der wiederum bringt mich bis in die Auberge. Dort schmeiße ich meinen Rucksack in die Ecke und alle Klamotten, die ich so an mir habe, folgen. Nichts wie unter die Dusche, um den roten Staub abzuwaschen, der überall auf meiner Haut klebt. Wunderbar – es ist sogar Wasser da! Da es wohl aus einem eigenen Brunnen kommt, ist es sehr kühl und erfrischend. Nach 2 Stunden und dem notdürftigen Reinigen meines Rucksackes mache ich mich auf den Weg in die Stadt. Ich nehme dieses Mal eine Abkürzung quer durch die Viertel und komme an der großen grünen Moschee vorbei, die ich schon weiten mehrmals beim Vorbeifahren sah. Ein paar Kinder wollen fotografiert werden und freuen sich diebisch beim Betrachten der Bilder im Display. Ich steuere wieder den kleinen Markt von gestern an, kaufe mir wieder kalte Getränke und probiere einen einheimischen Joghurtdrink.

Dann statte ich dem Cyber“Cafe“ einen Besuch ab – Mails und Blogbeitrag schreiben. Zwischendurch gibt es einen partiellen Stromausfall, der scheinbar nur meinen Monitor und den meines Nachbarn betrifft. Ich blättere bis zur Behebung des Problems im BradtGuide und finde ein Restaurant, wo ich zu Abend essen möchte – das „La Breche de Nati“. Das soll ein nachgebautes Tata sein, liegt im Süden an einem Hang. Ein Zemi-Fahrer bringt mich über einen ziemlich dunklen Weg dorthin. Das Tata-Restaurant (aus Beton) ist leer, scheint auch mehr eine Bar zu sein. Weiter oben gibt es eine einfache Terrasse, da sehe und höre ich Gäste. An einem langen Tisch sitzen einige Einheimische und ein Weißer. Dieser stellt sich als Michael vor und kommt aus den Niederlanden. Er arbeitet für eine NGO an einem Wasserprojekt. Da es keine Karte gibt, fragt er für mich auf Französisch, was es so zu essen gibt. Momentan nur Ente oder sowas wie kleine Hunde, wahlweise mit Couscous oder selbstgeschnitzten Pommes Frites. Ich nehme die Ente mit Couscous. Ich schaue mich um, wer noch so auf der Terrasse hier anwesend ist: neben der Tafel von Michael sitzt ein älterer Franzose, so um die 60 mit einer jüngeren Einheimischen, links neben mir das Gegenteil – eine schneeweiße Frau, so knapp 50 mit langen Rastahaaren und ein junger knackiger Rastafari. Nach ca. 40 Minuten kommt mein Essen und es schmeckt sehr gut!

Zwei Katzen gesellen sich dazu und fangen an wie Polizeisirenen zu miauen, wollen etwas ab haben. Ab und an springen sie auf den Tisch und sehen sehr gruselig und abgemagert aus. Ich schmeiße einen kleinen Knochen unter den Tisch des Rasta-Pärchens, als die gerade nicht herschauen, die Zombiekatzen folgen brav und ich kann in Ruhe essen. Gegen 23 Uhr mache ich mich auf den Rückweg. Das kleine Lokal ist ok, wenn auch etwas abgelegen. Das scheint ein Problem zu sein, denn weit und breit sehe ich kein Zemi und es ist zappenduster. Nun ja, ich werde die Auberge schon finden und meine Stirnlampe habe ich ja dabei. Links und rechts hört man Kinder aus sehr schwach erleuchteten Hütten schreien. Klingt so, als ob sie verprügelt werden.

An der ersten Kreuzung sehe ich den älteren Franzosen mit seiner jungen schwarzen Frau wieder. Er heißt Gerard, ist aus Toulouse und wohnt auch in meiner Herberge. Wir tun uns zusammen und suchen gemeinsam den Weg, fragen Leute, die aber auch nicht von hier sind. Gerard kann Englisch und kramt auch ein wenig Deutsch heraus, das er mal vor 30 Jahren in der Schule gelernt hat. Aber mehr als zwei Sätze bringt er nicht, muss er ja auch nicht. Ich sage ihm, dass ich es sehr bedauere, kein Französisch sprechen zu können, ganz besonders deswegen, weil ich schon öfters im frankophonen Westafrika unterwegs war. Er fragt, was mit Kamerun und Togo ist, das war doch mal deutsche Kolonie. Ich sage „Ja, aber nur wenige Jahre, dann kamt Ihr Franzosen.“ Er lacht. Ein kleiner Junge hat sich zu uns gesellt und führt uns jetzt, da er den Weg zu kennen scheint. Gerard sagt, dass der Name unserer Auberge übersetzt „Zum alten Reiter“ heißt und kichert kurz in sich hinein. Schon klar, alter Schwenenöter. Endlich erreichen wir die Auberge, Gerard gibt dem Jungen ein paar CFA, wir verabschieden uns und wünschen uns eine gute Nacht. Das war ein guter und schöner Tag. N8